

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(16. Fortsetzung.)

Wie die meisten Fachleute kam er unwillkürlich immer wieder auf seinen Beruf zurück, und lebhaft erzählte er nun: „Diesen Winter ließ mich ein Chemiker zu seiner jungen Frau rufen. Sie waren seit zwei Jahren verheiratet, liebten sich über alles und führten eine jener glücklichen Ehen, wie man sie in der Pariser Gesellschaft etwa ebenso selten findet, wie ein Vogelkorn in den Wäldern des Zisterienklosters. Dazu besaßen sie ein großes Vermögen, also alles, was zu einem glücklichen Dasein gehört. Ein finstres Geheiß nun drohte im verborgenen. Schon vor der Heirat hatte man ein Herzleiden bei der jungen Dame entdeckt, dem man indess keine weitere Beachtung schenkte, da man sich sagte: Glück und gute Pflege werden sie heilen...“

„Das Glück aber, das gerade gab ihr den Todesstoß. Nach der Geburt des ersten Kindes war sie verloren. Alles Erdentische wurde versucht, Klimawechsel, die ersten Aerzte aus aller Herren Ländern, alle Arten von Behandlungen. Aber wenn man auch alles besitz: Liebe, Reichtum und alles, was dem Menschen auf Erden zur Verfügung steht... was hilft es gegen das kleinste Gebrechen im menschlichen Organismus? Machtlos, verzweiflungsvoll mußte Du das Wesen, das Du über alles liebtest, vor Deinen Augen dahinsinken sehen. Nichts, gar nichts kannst Du thun, um den ihren Untergang abzuwenden. Glaube mir, iener Mann, von dem ich Dir erzähle, hat sogar lieblich weit mehr gelitten als diese Frau. Manchmal, wenn ich am Morgen zu ihr kam, sagte sie: Ich habe gut geschlafen. Um keine Augen bagegen lagen so tiefe Schatten, daß man annehmen mußte, er habe wohl seit zwei Jahren nicht mehr „gut geschlafen.“

„Vorige Woche nun ist sie gestorben, sanft und leicht, ohne sich dessen bewußt zu werden. Innerhalb einer Minute war alles vorüber. Er aber hat diese gesuchten Augenblicke tausendmal schon im Geiste durchgemacht und tausendmal mehr gelitten. Und noch ist er nicht am Ende seiner Qualen angelangt, denn er hat ein Kind, das er überaus liebt und das er eines Tages ebenso verlieren wird, wie die Mutter. Ja, wahrhaftig, ich muß gestehen, mit den Kranken und Töbten, da weiß ich mich schon abzufinden, bei den Hinterbliebenen aber läßt mich meine Kalblütigkeit doch manchmal im Stich. Es ist freilich unlogisch, denn auch ihren Jammer ruhig mit anzusehen, gehört zu meinem Handwerk. Vielleicht gelingt es mir auch, diese Schwäche noch einmal zu überwinden, besser ist es schon damit geworden. Zum Glück gibt es ja auch lachende Erben. Du hättest nur die Hinterbliebenen der armen Chaperon sehen sollen!“

„Mit diesem Gedanken war auch das köhnliche Rächeln auf Lepage's Füße zurückgekehrt. Gefühlsanwandlungen dauerten überhaupt niemals lange bei ihm, und als die beiden Freunde vor dem Hause der Alten Traubentstraße angelangt waren, hatte er seine fröhliche Ferienstimmung vollständig wiederlangt.“

„Du wohnst ja wie ein Fürst,“ sagte er, sich behaglich eine Pfeife anzündend, während er sich mit Vincent zu dem breiten Fenster hinauslehnte. „Ganzlich noch angenehmer als ein Fürst: wie in einem Kloster der guten alten Zeit, wo man aus hochgelegener Höhe auf Flieder und Jasmin herabblitzt und vor sich eine dicke Mauer hat, die nichts von den Sorgen des Lebens hereinbringen läßt. Man muß sich, wie ich, zehn Jahre lang in der Großstadt wohnlich herumgebet haben, um diese himmlische Ruhe schätzen zu können.“

„Einige Augenblicke überließ er sich diesem idealen Ruhegefühl, dann aber wandte er schon wieder rasch den Kopf und fragte, seinen Freund lebhaft ansiehend: „Was macht nun aber Deine Kranke? Von allem Möglichen haben wir schon geschwatzt, nur nicht von der Hauptsache. Wer ist sie eigentlich?“

„Wieder war er auf seinem Berufsfelde angelangt, und mit lebhaftem Auge und zusammengedrängten Lippen lautete er jetzt der Beschreibung Vincent's, die er mit einigen rasch bezwischenden geworfenen Fragen ergänzte.“

„Wie alt?“
„Achtzehn oder neunzehn.“
„Erblid befaßt?“
„Das weiß ich nicht.“
„Anhaltender Husten?“
„Ich glaube.“
„Dämmerungsanfalle?“
„Ja.“
„Magert sie ab?“
„Entschieden seit einiger Zeit.“
„Also Schwindel im zweiten Stadium. Ist Dir sonst nichts aufgefallen?“
„Doch, eine unnatürliche Aufregung. Sie hat Ahnungen; man könnte glauben, es zehre außer der Lungenkrankheit auch noch ein Nervenleiden an ihr.“
„So, das kommt zwar selten vor,

ist aber immerhin möglich. Na, wollen wir gleich hinuntergehen.“
Lepage legte seine Pfeife weg, holte den unvermeidlichen schwarzen Rod aus dem Koffer und schlüpfte hinein. „Jetzt gleich?“ fragte Vincent.
„Aber...“
„Es ist halb sechs Uhr. Wir haben also vor dem Abendessen gerade noch Zeit, diesen Besuch zu machen, und zu einem anderen Unternehmen würde es doch nicht mehr reichen. Nur keine Zeitverschwendung; Du weißt, ich habe nur acht Tage vor mir.“

Nur noch verschommen zitterten in Vincent die Eindrücke des gestrigen Tages nach, dennoch empfand er ein leises Gefühl der Beschämung beim Gedanken, Germaine jetzt gegenüberzutreten. Aber um Stelle's willen mußte es übermüht werden.
„Marie,“ — er hielt Lepage zurück — „ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß die Patientin einen ganz besonderen Widerwillen vor Aerzten hat. Wenn Du ihr Vertrauen einflößen willst, so mußst Du zuerst nur als mein Freund bei ihr auftreten.“
„Gut, daß ich das weiß, bemerzte er, rasch die Treppe hinuntergehend.“

Schon am Morgen hatte Vincent den Damen die Ankunft seines Freundes mitteilen lassen, so daß sie auf den Besuch vorbereitet waren. An der Thüre zum kleinen Salon im Erdgeschoß stürzte ihnen eine schwarzhaarige, schwarz getriebene Gestalt entgegen.
„Willkommen, meine Herren! Herr Doctor, Sie schickt der Himmel. Wie dankt ich Ihnen! Es ist aber auch hohe Zeit. Gestern hat sich ihr Zustand plötzlich verschlimmert, und die letzte Nacht bekam sie wieder einen Blutsturz. Ach, ich glaube, sie würde sterben, und auch Germaine befürchtete es, ich merkte es ihr wohl an.“

Die arme Frau Lancelot befand sich in trostloser Verfassung. Nun sie ihre Sorge nicht mehr mit Germaine theilen durfte, hatte sie allen Halt verloren. Kleidung und Haare waren in Unordnung, die Augen vom vielen Weinen geröthet, und von erneutem Säulchen unterbrochen, stammelte sie in abgetriebenen Sätzen:
„Nein, es ist aber auch wirklich gar zu hart! Zwei Männer habe ich schon verloren, und was für Männer, und nun auch noch eines von diesen armen Mädchen, die ich wie meine eigenen Kinder liebe...“

Sie vollendete nicht, denn in diesem Augenblick erschien Germaine.
„Ja, da stand sie nun vor dem Offizier, in eben jenem kleinen Salon, wo er sie früher so oft gesehen, wo sie so häufig mit einander geplaudert, Stelle's Spiel gelauscht und in der traulichen Umgebung so manche glückliche Stunde erlebt, so manche süßen Traum geträumt hatten! Nun aber war das Clavier geschlossen und keine Blumen dufteten in den Vasen. Mit rauber Hand hatte das heranabende Unheil nicht nur jene kleinen, unschuldigen Freuden wie Spreu hinweggefegt, sondern seine Macht war jetzt so groß, daß es alle Befangenheit, allen getränkten Stolz und alle Gedanken an das Vergangene erlöschte.“

„Mein Freund Doctor Lepage...“
„Fräulein Kamel.“
Kaum war diese Vorstellung vor sich gegangen, so trat Gerbaut zur Seite und überließ Germaine das Gespräch mit Lepage, um dessen Bestand es ihr jetzt auch allein zu thun war. Das Recht aber, sie wenigstens anzusehen, ihre Stimme zu hören, an sie zu denken, das blieb ihm.
„Ach, wie weh mochte ihr um's Herz sein, und mit welcher Standhaftigkeit wußte sie dieses Leid zu tragen! Sie weinte und klagte nicht, noch zeigte sie eine Aufregung. Im Gegenteil, ihr Verstand erschien nur noch klarer, ihre Fassungsstärke schärfer, jede Fähigkeit auf's äußerste angespannt und das eigene Leid vergessen in dem einzigen Bestreben, bis zuletzt um das gefährdete Leben der Freundin zu kämpfen.“

„Vor allem müssen wir darauf bedacht sein,“ schärfte sie Lepage zum Schluß noch ein, „daß unsere Kranke nichts vom Ernst ihres Zustandes ahnt. Da ich aber fürchtete, sie möchte sich erklären, ließ ich sie in ihrem Krankenzimmer. Wie erkannt wird sie jetzt sein, wenn ich Sie zu ihr führe...“
„Ach nein, Tante komm lieber nicht mit, Du bist zu erregt.“

„Und ich?“ fragte Vincent.
„Ja, kommen Sie. Ihr Besuch wird sie freuen, und dann fällt auch der Ihres Freundes weniger auf.“
Schon schritt sie, sich wieder Lepage zuwendend, mit diesem in den schmalen, dunklen Gang hinein. An dessen Ende öffnete sie eine Thüre, aus der ein heller Lichtschein herausfiel, und nun traten sie ein.

Witten in dem großen hellgetäfelten, mit weißen Marmorhöhen ausgestatteten Räume brannte eine hohe Stehlampe, und trotz der beginnenden warmen Jahreszeit flackerte ein Feuer im Kamin. Zwischen diesem und der Lampe stand Stelle's Ruhepocha, und aus den duftigen Spitzen des Kissens kam ein sich aufrichtendes Köpfchen zum Vorschein.

„Oh!“ rief Stelle, wie es schien, unangenehm überrascht beim Anblick Lepage's. Als aber hinter ihm jetzt auch sein Freund auftauchte, lächelte sie. „Wie, Sie sind es, Herr Hauptmann?“

Sie strich sich die Haare aus der Stirne und zog ihn mit der Hand, die sie ihm zum Grusse gereicht hatte, zu dem neben ihr stehenden Stuhle.
„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie mich besuchen! Bin ich denn aber so schwer krank, daß man nur so ohne weiteres hier bei mir eindringt?“ fügte sie sofort mißtrauisch hinzu.
„Ich habe Sie schon so lange nicht mehr gesehen.“
„Ja, das ist wahr, sehr lange nicht, beinahe einen Monat.“

Ein leiser Vorwurf zitterte aus ihrer Stimme, der Vincent doppelt heftiger traf, als er die Verbeugung bemerkte, die diese wenigen Wochen bei ihr angedrückt hatten. Schättenhaft jarr lag ihre in ein langes weißes Morgenkleid gehüllte Gestalt auf dem Ruhepocha, und ihre matte Stimme klang nur noch wie ein fanstler Wiederhall von einst. Doch war Stelle nie schöner gewesen, als mit diesen roßigen Fiebertwangen und dem überirdischen Glanz in den großen Augen.
„Und dann,“ fuhr Vincent in der Absicht fort, seinen schmerzlichen Eindruck zu verbergen, „wollte ich Ihnen doch gern meinen Freund vorstellen, der vor kurzem hier angekommen ist.“
„Ah, Ihr Freund, der Doctor?“
„Und mit ihrem gewohnten Scharfsinn erkannte sie sofort die gestellte Falle, in die hineingegerathen sie sich jetzt mit aller Macht wehrte.“

„Hoffentlich haben Sie ihn nicht zu meiner Behandlung kommen lassen! Sie wissen ja, daß ich nichts mehr von Aerzten hören will.“
„Gerade so geht es mir auch, gnädiges Fräulein,“ ergriff Lepage lebhaft das Wort, „denn ich bin hier in meinen Ferien, und Sie dürften mir glauben, daß die Aerzte die Krankheit mindestens ebenso satt bekommen wie die Kranken.“

Dieser Ausspruch entlockte ihr nun doch ein Lächeln, und etwas vertraulicher fuhr sie fort: „Warum besuchen Sie mich dann aber?“
„Nun, um mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zu machen. Der Grund genügt doch wahrhaftig.“
„Wie“, versetzte sie ungläubig, „Sie wollen mich wirklich nicht fragen, ob ich huste und ob ich heiß oder kalt habe, und mir nicht auf den Rücken klopfen?“

„Ebenso wenig, als dieser hier gegenwärtige Hauptmann Ihnen einen Vortrag über Taktik halten wird. Ich besinne mich hier durchaus nicht in eine spielerische Praxis; ich habe bereits die Ehre, es Ihnen zu versichern.“
Und in der That, ein Schuljonger in den Ferien hätte nicht lustiger und übermühtiger sein können, als Lepage in dieser Stunde. Sein schmales, häßliches Gesicht mit dem geistreichen Wesenpiel war manchmal von solch unweidlicher Komik, daß Stelle bald nicht mehr zu widerstehen vermochte.

Ein schelmischer Blick flog zu dem Hauptmann hinüber und schien zu sagen: Wie witzig Ihr Freund ist! Aber zugleich: Zu, wie ist er häßlich! „Sie kommen doch wieder?“ fragte sie, als sich die beiden Herren erhoben.
So ganz aber mußte der Arzt ihre Gunst doch wohl noch nicht errungen haben, denn sie reichte beim Abschied nur Vincent die kleine, vierbeinige Hand.

„Nun, wie findest Du sie?“ fragte dieser seinen Freund, sobald sie den angstvollen, verwirrten Fragen Frau Lancelot's entronnen waren und sie sich auf den Weg nach ihrem verspäteten Abendessen machten.
„Was soll man da sagen,“ antwortete er, die Achseln zuckend; ich durfte sie ja nicht untersuchen. Uebrigens könnte ich wohl nicht mehr viel helfen, denn sie scheint mir im höchsten Grade schwindelhaft zu sein, abgesehen von einem grünlichen Nervenleiden, das ihre Kräfte vornehmlich verzehrt.“

Er hielt inne und fügte nur noch mürrisch hinzu: „Man erklärte fast vor Hitze in dem Zimmer.“
Draußen war die Luft rein. Welch wie im Sommer fante sich die Nacht hernieder. Nachdem die beiden Freunde dann den Abend im Casino mit Vincent's Kameraden verbracht hatten und in seine Wohnung in der Alten Traubentstraße zurückgekehrt waren, rauchte Lepage, sich zu seinem Lieblingsfenster hinauslehnd, noch eine Pfeife.

„Wie behaglich es hier ist!“ wiederholte er. „Kein Rauschen und Zagen und vor allem keine Nachtglode! Ich werde nach der langen Reise jedenfalls bis in den Mittag hinein schlafen.“

Trotz dieses schönen Vorsatzes war Lepage doch derjenige, der seinen Freund wecken mußte.
„Vincent, hörst Du?“
„Was gibst's... Was willst Du?“ antwortete schlaftrunken Gerbaut, dem die letzten Tage so mancherlei Anstrengungen und Aufregungen gebracht hatten.
„Wer singt denn da unten? Doch hoffentlich nicht meine Patientin?“
„Doch, sie ist es.“
„In ihrem Zustande erlaubt man ihr so zu singen?“

„Niemand weiß etwas davon. Sie wird ihre Schwester wieder zum Ausgehen überredet haben, und nun benützt sie ihre Abwesenheit.“
„Aber so höre doch!“

Noch nie zuvor hatte die kleine Nachtigall berart in Tönen geschwätzt. Es war, als müßte sie die ihr heute gelassene Zeit ganz besonders ausnützen, so ununterbrochen klangen die perlenden Triller auf und ab, während bei jedem hohen Tone sich die Stirnelepape's in finstere Falten zog.

„Ich kann es nicht länger mit anhören“, sagte er plötzlich, „ich gehe hinunter.“

Im gleichen Augenblick hörte indeß das Concert auf, und ohne weitere Bemerkung vollendete Lepage seinen Anzug.

Dieser Vormittag sollte eigentlich der Besichtigung der architektonischen Sehenswürdigkeiten der Stadt gewidmet werden, aber schon am Abend vorher war das Interesse des Doctors dafür erlahmt, und kaum hatten er und Vincent nach dem Frühstück den Weg nach dem alten Stadtheil eingeschlagen, so gähnte er und sagte stehen bleibend: „Die Kranke hätten wir ja nun gesehen, von dem Räthsel aber r haben wir noch gar nicht gesprochen.“

Sofort dachte auch Vincent nicht mehr an Sehenswürdigkeiten und Alterthümer. Eine gewisse Freiheit hatte ihn abgehalten, diesen Gegenstand zu berühren, nun ihn aber Lepage darüber befragte, wäre ein längeres Hinhalten nutzlos gewesen.
„Ja, weißt Du, ich möchte nämlich nicht gern hier von dem Räthsel sprechen.“
„Dann gehen wir eben wieder nach Hause.“
„Nein, auch nicht bei mir zu Hause.“

„Was soll das heißen? Muß man sich, um in dieses Geheimniß eingeweiht zu werden, am Ende gar mit verbundenen Augen in ein unterirdisches Gewölbe führen lassen?“
„Nein, so romantisch ist es nicht, eine Fahrt mit der Straßenbahn genügt.“

„Schade, fahren wir also.“
Schon schritt Lepage über die Straße auf eine Haltestelle zu.

Der wichtige Augenblick war also gekommen, und im Grunde fühlte sich Vincent dadurch erleichtert.
Schweigend, ein wenig erregt wie jemand, der einer ernsten Enthüllung entgegengeht, fuhr er mit seinem Freunde den wohlbetretenen Weg nach der Vorstadt.

Ob Lepage und Stelle sich wohl wiedererkennen würden? Er hatte von Anfang an den Plan gefaßt, die beiden unvermutet einander gegenüberzustellen, und deshalb auch vor Stelle niemals den Namen Lepage's ausgesprochen, ebenso wie er sich vor seinem Freunde seit dessen Ankunft jeder Anspielung auf Stelle oder auf die Geschichte von den Augen mit bengolischen Blumen enthalten hatte. Lepage schien überdies zu begreifen, daß Fragen nicht erwünscht waren, denn er ertüdelte sich nicht einmal nach dem Ort, wohin er geführt wurde.
Erst als sie an der Zintenpforte stillstanden, that er den Ausruf:
„Wie komisch! Die reinste Conserndbüchse!... Dulaurier“, murrte er dann, das zwischen den beiden Säulen angebrachte Schild betrachtend, „den Namen kenne ich... ja, richtig, Dein Vetter Edmund. Ein Conserndbüchse, „du boeuf“ also!“

Das Thor war geschlossen, und erst nach mehrmaligem Klingeln erschien die ungekammte, schmutzige Dienstmagd. Da sie indeß nicht öffnete, fragte Vincent:
„Sind Herr und Frau Dulaurier zu Hause?“
„Nein, sie sind bereit; heute Morgen mit dem Siebenuhrzug.“

Stelle verzeift!
Hatte diese Adresse etwas mit den Vorwommnissen des neulichen Abends zu thun? Sollte sie Vincent's seltsamen Herabstiege errathen haben, oder zürnte sie ihm nur wegen seiner Kälte? Hatte sie am Ende von Lepage's Ankunft Wind bekommen und entwich sie nun einer Gegenüberstellung? Oder aber lag dieser fluchtähnlichen Abreise nur eine neue Laune zu Grunde?

Welcher Art indeß auch ihre Beweggründe sein mochten, das Wunderbarste an der Sache war, daß sie bei Edmund ihren Willen durchgesetzt hatte. Diesen an der Scholle lebenden eigensinnigen, rechtshaberischen Menschen zu überreden sich — und zwar innerhalb vierundzwanzig Stunden — von seinen Ranken, Hülnern, seiner Ziege und seinem Garten zu trennen; dies war ein solch unerhörtes Ereigniß, daß es durchaus einer Aufklärung bedurfte, und Vincent konnte nicht umhin, sie sich bei Mougins zu holen.

Auch diese befanden sich noch in großer Bestürzung über die schnelle Abreise, von der sie ihm nun im Chor erzählten.

Am Sonntag Abend, nach Vincent's Weggang, habe Edmund einen neuen Verlöbungsversuch gewagt, der aber höchst ungnädig aufgenommen worden und dem schließlich ein bester Auftritt gefolgt sei, wobei Stelle ihrer ganzen Erbitterung Luft gemacht habe. Des ganzen Thränenreichtums der Mutter und der Bereitwilligkeit des Vaters habe es bedurft, um sie zu beruhigen. Schließlich sei sie aber doch vernünftig geworden, habe sich jedoch vor ihrer endgültigen Unterwerfung zugesagt eine Entschädigung versprochen lassen, indem sie sich auf eine Reise verzeifte, eine nachträgliche Hochzeits-

reise, um die sie unrechtmäßig erwirkte gebracht worden sei. Ueberflüssig, daß überhaupt eine Lösung gefunden war, habe Edmund nur zu gerne eingewilligt, sofort in die Berge zu eilen. Er wäre auf Verlangen bis an's Ende der Welt gegangen.

In der Aufregung und Verwunderung über Stelle's plötzlich zu Tage getretene Herrschaft über ihren Gatten hatten sich Mougins nicht einmal nach den genauen Reiseplänen des Paars erkundigt. Sie wußten nur, das Ausflügen in die Pyrenäen, vielleicht nach Luchon, Pau oder Biarritz gemacht werden sollten, und auch über die Zeit der Heimkehr waren sie im unklaren.

„Sie kommt natürlich erst zurück, wenn Du wieder fort bist“, sagte Vincent, höchst ärgerlich über dieses Pech, zu Lepage.

Eine weitere Enttäuschung war es für ihn, daß der Doctor, nachdem Vincent über seine Vermuthungen, ja sogar seinen Verdacht anvertraut hatte, die Dinge durchaus nicht schlimmer aufsahe.

„Erstens gründest Du Deine Geschichte gleich von Anfang an auf eine falsche Annahme, denn Du hast durchaus keinen Beweis, daß Frau Dulaurier in Paris gewesen ist, im Gegentheil, alles spricht dafür, daß sie diese Stadt nie betreten hat. Nicht sie hat es Dir berichtet, sondern ihr Mann, ihre Angehörigen, ein ganzer Troß von anständigen, glaubwürdigen Menschen. Falls sie also nicht bei Nacht, als Here auf einem Besenstiel reitend, die Reise dorthin gemacht hat, so konnte sie diese Reise doch unmöglich ohne Wissen ihrer Angehörigen unternommen haben. Das ist eine Thatsache, gegen die auch ein ganzes Heer von Vermuthungen nicht aufkommen kann. Außerdem möchte ich noch bemerken, daß wenn Fräulein Chaperon eine Verwandte, Freundin oder Freundin von ihr gewesen wäre, so hätten jene guten Leute sie doch sicherlich auch kennen müssen. Haben sie ihren Namen während der letzten sechs Monate auch nur einmal vor Dir genannt?“

(Fortsetzung folgt.)

Stufenjahre der Schönheit.

Die Bewunderung und Sympathie, welche die Schönheit des menschlichen Körpers herausfordert und genießt, ist wahrscheinlich so alt, als das Menschengehächsel selbst. Nicht die Natur empfindung war es, die die Leiter der antiken Sängerecklinge ließ. Das, was sie an erster Stelle interessirte und begehrte, ist immer der Mensch — mit seinen Leidenschaften und Thaten, und auf's engste damit zusammenhängend bleibt jederzeit Macht und Einfluß weiblicher Schönheit. Um eine Helena entzündete sich der trojanische Krieg, der die Heldengedichte eines Homer schuf. Im Mittelalter war es nicht anders; männliche Kraft und weibliche Schönheit sind die ausgeprägten Trümmer! Der Troubadour hob die Schönheit und Anmuth der Frau auf sein Schild. Donna Laura, die Gemahlin des Ritters de Sade, die im 14. Jahrhundert in Avignon lebte und als Gefeierete Petrarcas unsterblich geordnet ist, war eine vielgefeierte Schönheit. Auf Befehl des Königs von Frankreich mußte sie jeden Sonntag auf ihrem Balkon erscheinen, um sich dem Schönheitsdürstigen Volke zu zeigen.

Aber auch unser heutiges, realitätsches Zeitalter vermag sich keineswegs von der Anbetung der Schönheit zu lösen und — will es auch nicht. Bildung und Fein schmack bestreiten im Gegentheil den Schönheitsstolz trägt der Realist ihre Sklaventeiten ebenso wie der Idealist.
Der einzige Urtheilspruch, dem die Werthschätzung der Schönheit unterliegt, ist der persönliche Geschmack. Selbstredend ist damit nicht der Geschmack der Mongolen, Indianer oder Negere gemeint, als vielmehr der Geschmack der gebildeten Völker. Ob die Reinheit der Linien, die Vollendung der Formen, oder jener anmuthsvolle Reiz, den man zu lieben sich gedrungen fühlt, die höhere Schönheit darstellt, richtet sich einzig und allein nach persönlicher Anschauung. Die Dichter haben gemeinlich die anmuthsvollen und ausdrucksvollen Schönheit, weil der seelenvolleren. Aber auch viele Jünger der bildenden Kunst lassen sich durch unregelmäßige Linien nicht beirren, wenn das Ganze Eindruck macht. Im Allgemeinen sucht aber die bildende Kunst, besonders die Plastik, Reinheit der Linien und Ebenmäßigkeit der Formen.

Woll man aber die Gesetze menschlicher Schönheit nicht mit dem Zirkel gemessen werden können, und selbst in der Kunst umstritten werden, wird der Geschmack auch über das eigentliche Schönheitsalter, den Kulminationspunkt der Schönheitsblüthe, im Zweifel sein. Wenn blühende Farben, blühende Augen, Perlenzähne u. s. w. ein Idealbild schaffen könnten, würde eine gebantenlose Menge recht behalten, welche die Jugend einzig und allein als Schönheitsalter ansieht. Sie schaffen allerdings die „beaute du diable“. Für den Kenner sind sie aber weiter nichts, als einzelne gelungenen Pinselstriche zu dem Bilde, das seiner Seele voranschwebt. In erster Linie verlangt der Schönheitskenner Harmonie, in zweiter Charakter, beides seltene, fast unmögliche Eigenschaften der Jugend. Im Allgemeinen gelten die Lebensjahre als Höhepunkt der Schönheit, die der „Frühling“ folgen. Das Wachstum ist beendet, und der größere Kraftaufwand, den die Entwic-

lung fordert, ist unter normalen Verhältnissen überwunden. Die Menschenblüthe steht in ihrer Pracht! Es sind dies Jahre der bewußten, festhaltenden Kraft und Schönheit, das achtundzwanzigste, resp. dreißigste, gilt als Höhepunkt. In dieser glücklichen Lebensperiode kommt es nur darauf an, sich an der natürlichen Anerkennung genügen zu lassen, und das persönliche Hochgefühl nicht durch Koketterie und Manirtirtheit steigern zu wollen, und den äußeren Vorzügen auch die volle Lebenswürdigkeit hinzuzufügen. Um solcher Verführung nicht zu erliegen, so für die modernen, gesellschaftlichen Verhältnisse selbst aufzuheben, indem sie häufig „Vitalerie“ über Schönheit zu stellen versuchen, bedarf es reifer Einsicht und Beherrschung.

Nun giebt es aber, neben dem in Vollkraft stehenden Manne — Anfang Dreißig — auch eine ganze Anzahl Frauen dieses Alters, und darunter vielleicht die besten, denen jene Zeit erst die physische und psychische Blüthezeit bringt. Es sind jene durch und durch weiblichen Naturen, deren Bedeutung in der Mutterschaft kulminirt. In erster Jugend unscheinbar, beginnen sie mit dem Mutterwerden sich körperlich und geistig auszuwickeln, zuweilen mit gelunder, etwas robuster Fülle, und jener sich auch im äußeren, determinirten Wesen ausdrückenden Geistesklarheit, die vorzüglich geeignet ist, ein wohlwollendes, aber festes Hausregiment zu führen. Oder es entdehlt sich, bei zarterer Konstitution, jener sanfte madonnenhafte Reiz, der die stärksten Männer am widerstandslossten in Fesseln schlägt.

Das Stufenalter der Matrone entwickelt die Mütterlichkeit weiter, und bringt sie zu jener vollen, geistigen Reife, welche die Frau befähigt, nicht nur Erzieherin und Lehrerin, sondern auch die verständnisvolle, weltbildende Genossin und Freundin ihrer heranwachsenden Kinder zu sein. Neben einem noch ungedrohenen, aber abgeklärten Empfindungsleben ist es vornehmlich der geistige Gehalt der in dieser Lebensperiode der Frau Bedeutung verleiht. Die Bildung des Charakters ist vollendet, die Haltung ist fest, sicher, aufgerichtet, und die Fülle, die sich unter normalen Verhältnissen gewöhnlich um das fünfzigste Lebensjahr zu entwickeln pflegt, auch bei zarteren Frauen, erhöht die Anmuth und Majestät der Erscheinung.

Den sympathischen Reiz der Greisjahre, bei Mann und Weib, bildet die Würde. Wenn das Weib aber ein vollkommenes werden soll, darf daneben auch jene überlegene Milde nicht fehlen, welche die Jugend verstehen läßt, und ihre Thorheit verzeiht, weil man in einem langen Leben „alles kennen gelernt und vieles erfahren hat.“ Die menschliche Erscheinung wirkt dann am vollkommensten, wenn neben dem Typus auch das Lebensalter zum charakteristischen Ausdruck gelangt. Sie wird dann innerhalb ihres Lebenskreises zur Idealgestalt.

In den Jahren der Hochreife pflegt der vollkommene Mensch — Mann wie Weib — eine Flamme zu sein, welche die äußere Gestalt durchleuchtet. Von dieser Zeit gilt besonders das Dichterwort: „Es ist der Geist, der sich den Tempel baut.“ Nichts vermag die Schönheit leichter zu zerstören, als ein träges, stumpfsinniges Dahinleben in profaier Alltäglichkeit. Jedes Philistertum macht unerschön — es braucht nicht einmal — Bierphilistertum zu sein. Darum: Je vollkommener und edler die Geistesbildung, um so dauerhafter ist die menschliche Schönheit. Es giebt alternde Männer, die durch den Kampf um's Dasein gebeugt, oder durch körperliche Leiden gebrochen, durch bedeutende Charaktereigenschaften und geistige Vornehmtheit noch am Ende des Lebens schön zu sein vermögen. So schrieb Heinrich Heine kurz vor seinem Tode an seine Mutter nach Hamburg: „Ich sah mich gestern in dem Spiegel, und fand mich zum Adonis abgemagert.“

Man könnte annehmen, daß die zartere Schönheit der Frau des Jugendglanzes nicht entbehren könne. Und wirklich sind das, durch den feineren Knochenbau, auch des Antlitzes, hervorgehobene, bewegliche Muskelspiel, und der jugendliche, schnelle Farbenwechsel — Eröthen und Erblassen — besonders sympathische Reize. Sie verleihen den töplichen, weichen Jugendgeschmelz, der leichter flüchtig wie ein Hauch... Dennoch berichten Kultur und Weltgeschichte anders. Helena soll vierzig Jahre geätzt haben, als sie von Paris entführt ward. Kleopatra stand in gleichem Alter, als sie Antonius begegnete. Aspasia war siebenunddreißig, als sie Perikles gewann. Die berühmte Schauspielerin Mars war am schönsten mit fünfundsiebzig Jahren. Diana von Poitiers zählte schon sechsunddreißig Jahre, als sie das Herz des Königs Heinrich des Zweiten von Frankreich gewann. Der König war halb so alt. Der Schönheitsimpuls des in Vollblüthe stehenden Weibes ist charakteristisch schärfer ausgeprägt und prägt sich Herz und Sinnen tiefer ein. Meist sind es jugendliche, feurige, leidenschaftliche Männer, die mit ihrem Liebesverlangen gleich den vollen Duft der Schönheitsblüthe suchen, dessen die Knospe noch entbehrt.

Vielleicht stellt sich noch heraus, daß in Haiti Steinkohlereis zum internationalen Begräbnis = Ceremonien gehören, wie anderwärts die Salute.

* boeuf = Rindfleisch und „Rindvieh“.